

# Die Flucht.

Roman von Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

Er dachte in einem jäh aufblühenden Gedanken: Ich sollte gar nicht wieder kommen! Ich sollte ihr meinen Stolz und meine Männlichkeit beweisen, indem ich für immer gehe.

Phöbe's Gegenwart verbot jedes intime Sprechen oder — Schweigen, wie sie damals zusammen geschwiegen hatten, als Conrachine Berlin verließ und er nach Trebbin ging. O, gerade bei dieser Fahrt durch den dunkelsten Abend erinnerte er sich genau jener anderen.

Ob Conrachine ihn wohl wieder aufsuchen würde, ihr viel und ausführlich zu schreiben? In zehn Minuten mußte sich das entscheiden. Wenn sie vor dem Trebbiner Schloß angekommen sein würden, hieß es, sich verabschieden. Den Abend über hatte Felix noch an den Rechnungsbüchern zu thun, er mußte paden und am anderen Morgen früh um fünf Uhr reisefertig sein.

Phöbe erzählte fortwährend in der dröckigsten Weise von ihren Unterhaltungen mit den Maurer- und Zimmergesellen und konnte nicht genug rühmend, wie galant und gebildet sie sich herkommen hätten. Sie konnte alle Dialekte nachahmen und tipierte einen Hannoveraner, der das ausgesprochen habe, als siele es ihm aus dem Mund, und einen Mecklenburger, der „neun“ gesagt habe, wenn er „nein“ meinte. Über nur Conrachine lachte als dankbares Publicum zu ihrer Lustigkeit.

„Wird sie den Muth haben, mich wieder zum Schreiben aufzufordern?“ dachte Felix.

Nein, sie hatte ihn nicht. Der Wagen hielt. Jasperson stand schon da und rief den Schlag auf. Niemand hatte Felix sich mehr über diesen summen Alltagswärtigen geärgert als gerade jetzt.

Er bildete sich plötzlich ein. Conrachine würde doch noch etwas Herzliches oder Bedeutungsvolles gesagt haben, wenn dieser wachsame Zeuge nicht da gestanden und geradezu auffordernd, ja zur Eile mahnend die Thüre zur Hölle offen gehalten hätte.

„So leben Sie denn wohl,“ sagte Conrachine und schritt schon die drei Stufen empor. In der Halle blieb sie stehen und hielt Felix die Hand hin.

Das Licht, das die beiden Petroleum-Lampen gaben, ward von dem großen Raum aufgelesen. Man sah die alten Familienbilder, die oben im Kreise an der gefärbten Wand hingen, deutlicher als die Gesichter der Menschen, die unten standen. Dazu trug Conrachine noch einen großen Hut und so war ihr Gesicht in schwarze Schatten getaucht. Und Felix hätte heiß gewünscht, wenigstens auf den beweglichen Jüngen zu sehen, was ihr Mund verschwiegen.

„Wo glückliche Reife und...“ Conrachine stockte. Ihr Gesicht ward wie von Flammen überleuchtet.

Sie hatte sagen wollen: Schreiben Sie bald. Da erinnerte sie sich, daß Alles, was es zwischen ihnen an Ungezwungenem, Aufregendem, Verheißendem gegeben nur Geschriebenes gewesen war. Alle Harmlosigkeit war verschwindend, jedes frohe Glücksgefühl in Scham umgewandelt.

„Und wenn Sie heimkehren, telegraphiren Sie rechtzeitig, damit wir den agnen nach Tondern schicken.“ Felix nickte.

„Gnädige Frau — gnädiges Fräulein.“ Er verbeugte sich.

„Na, nu,“ machte Phöbe, „so'n Abschied! Adieu, mein Herr.“ Sie trübselig und lachte hinter ihm her.

Conrachine stand und hörte, wie sein Schritt auf der Treppe wiederhallte und sich dann oben verlor.

„Ich hätte — ich wollte...“ begann sie. Ihr war, als habe sie etwas ganz Wichtiges vergessen und müsse Felix noch jedenfalls sprechen.

„Soll ich ihn zurückrufen?“ fragte Phöbe.

„Nein, laß nur. Und geh — die Großeltern warten gewiß schon sehr lange.“

Conrachine schied mit Madame mere zu Abend und sah dann allein in ihrem Zimmer. Der gelbe Salon war inzwischen wohnlich geworden und als Conrachine nun bei der Lampe saß und zu lesen versuchte, fehlte dem lichten Raum mit seinen hellen Farben nichts als die muntere Gesellschaft, für die er bestimmt schien.

Der Wunsch, Felix noch zu sprechen, wuchs und wuchs in Conrachine. Ihre Erfindungsgabe versagte, ihr fiel kein Grund ein, der es erklärlich machen konnte, wenn sie Felix noch herbeirufen ließ.

Sie ging an's Fenster, nahm die Vorhänge hinter sich zusammen, daß das Licht vom Gase aufgefangen blieb, und versuchte hinaus zu spähen. Wenn in Felix' Zimmer noch Licht war, mußte in den Baumtrönen drüben ein heller Schein sein. Das hatte sie oft beobachtet. Gerade die Linde zeigte dann einen Theil ihrer Aeste und ihres Laubes durchleuchtet. Das war so ein trauriger Anblick — wie ein heimliches Grüßchen — wie die Spur von einem theuren Leben.

Heute war draußen Alles dunkel. Schwarz und fienlos umhüllte die Hochsommernacht die Landschaft.

Er schlief. Nun ja, er mußte morgen früh, sehr früh reisen. Auch Conrachine giag zu Bett. Und am anderen Morgen fing eine wunderliche Zeit für sie an. Der Tag hatte nicht vierzehn, er hatte vierzig Stunden. Die Nacht dauerte nicht zehn, sie dauerte fünfzig Stunden.

Der Bau draußen auf Nöshab war eine langweilige Last. Wie konnte der Baumeister nur erwarten, daß eine Dame für so etwas Interesse habe. Der Weg dahin war lethargisch, die Gegend geradezu die ungeschönste Partie von ganz Trebbin. Der Geruch von frischem Mörtel war nicht gerade angenehm. Auch erschien es äußerst peinlich, sich von all den Arbeitern so anstarrten zu lassen.

Das Leben mit Madame mere war fast unerträglich. Conrachine schien es unfähig, wie sie diese überbildete, anmaßende und innerlich rohe Frau nur so lange geduldig hatte ertragen können.

Phöbe mit ihrem ewigen Adrianaktus war langweilig. Es gehörte wahrhaftig die Unerfahrenheit eines so jungen Mädchens dazu, um aus einem Mann sich solch einen Abgott zu machen.

Und sie fertigte Phöbe eines Tages so ab, daß das arme Kind nachher weinend zwischen seinen Blumen sah. Conrachine hatte ihr gesagt: Du kümmerst dich zu viel um Adrian, du siehst doch, daß er sich blühen will und nicht kümmerst.

Welcher Mensch auf der ganzen Welt konnte sich das Recht anmaßen, ihr die Theilnahme an Adrian zu verbieten? Die Theilnahme an jemand ist doch kein Tauschgeschäft: ich gebe dir nur so viel davon, als du mir gibst. Nein, und wenn Adrian sich auch blühen wollte, um sie kümmerte — daß er für sie die Hauptperson in ihrem Leben war und immer bleiben würde, stand fest. Wie leicht fand Conrachine das nur, weil sie selbst Adrian liebte und betrauten wollte. Denn daß diese beiden Herzenshelfer für einander bestimmt seien, war eine Erkenntniß, die Phöbe schon oft mit immer neuen Thränen aufkommen.

Conrachine that es eine halbe Stunde nachher leid, die Kleine so angefahren zu haben, aber eine weitere halbe Stunde später hatte sie es schon verdrungen.

Der Postbote kam nämlich. Und diese Viertelstunde, die verging, bis der unten die Postkisten abgehoben und angenommen hatte, bis Jasperson die Briefe und Zeitungen herausbrachte, diese Viertelstunde war Conrachine unerträglich. Jasperson hätte sich mehr beugen können. Wahrscheinlich überließ er unten erst die Zeitung oder ließ sich mit dem Postboten in ein Gespräch ein. Sie wagte nicht, Jasperson zur Eile anzutreiben; sie fürchtete den hellen, stetigen, durchdringenden Lärm, mit dem er sie schweigend fragen konnte: „Wozu die Eile? Weil von ihm ein Brief da sein könnte?“

Aber von Felix kam kein Brief. Dies Schweigen war unerträglich, war verhänglich, war berecht.

Ein kurzer, unbefangener Brief mit einer Berichterstattung über die gemessenen Eindrücke, mit einer Bemerkung darüber, wie weit das Beobachtete ihnen bei dem neuen Unternehmen zum Nutzen gereichen könnte, das wäre das Natürlichste gewesen.

Das Schweigen rief eine Verleugnung, eine unmögliche Situation hervor. Es erinnerte jeden Tag und jede Stunde daran, daß ein Briefwechsel zwischen ihnen gewesen war, der nie hätte sein dürfen.

Conrachine wachte nach einiaen Tagen vergeblichen Wartens genau, daß Felix nicht schreiben werde. Und dennoch ging ihr Athem schneller, ward ihr die Stirn heiß, wenn der Postbote kam — es hätte ja dennoch sein können, wider Erwarten.

Sie erinnerte sich ihrer Heimreise von Benedia, und wie sie sich damals gegängelt vor dem Wiedersehen. Durch sein Schweigen ward diesmal die Erregung noch größer, obgleich alles so ganz, ganz anders war.

Nun kannte sie ihn genau. Wochenlang hatte sie ihn beobachtet, bei der Arbeit, im Hausrod, im Salon, mit Untergebenen, mit Gleichgestellten, im Verkehr mit ihr selbst. Niemals hatte er durch irgend eine Angelegenheit ihre persönlichen Gefühle verletzt, sich nie anders gezeigt als taktvoll, vornehm, zurückhaltend, voll männlicher Entschlossenheit.

„Als ob die Liebe von dergleichen abhängt“, sagte sie sich jetzt und verachtete, daß sie einst vor Furcht gezittert hatte, die ihre Lüge durch das Gegenlicht zerflört werden.

Da nichts an ihm sie verletzte, glaube sie, daß die Auserkenntheit nebenfächlich seien. Aber bei der geringsten unästhetischen Eigenschaft, die er etwa gehabt hätte, würde sie sich empfindlich haben: „Dadurch kann man nicht weg — es war ganz natürlich, daß meine ererbte Plantage sich vor der Wirklichkeit abkühlte.“

Ob ihm das Schweigen leicht oder schwer fiel?

Am ersten Falle war er gleichgültig gegen sie geworden, im zweiten litt er sicherlich gleich ihr tausend Schmerzen. Sie hätte mit ihrem Gedanken die Räume durchdringen mögen, um ihn beobachten zu können, den Ausdruck seines Gesichtes zu bewahren, seinen Schlummer zu belauschen.

Gewiß, er litt. Auf einmal ward es ihr zur Gewißheit. Ein unbändiges Mitleid befiel sie. Ihre Seele tauchte unter in einer Fluth von Vorwürfen, die sie sich machte.

In ihren Briefen hatte sie von Glückseligkeiten gesprochen, von Liebessehnsucht — auf ihn hatte sich diese Sehnsucht gerichtet gehabt, sie ließ es unverborgen merken. Sie hatte ihn gelobt bis an die Werten eines Paradieses, und dann, als er erwartete, ihm würde aufgethan, erfüllte sich sein Hoffen nicht. Ihm blieb nur Jörn oder würdevolles Schweigen. Er hatte das letztere gewählt.

Es war unmöglich, daß er ihr schrieb. Wie konnte sie das nur erwarten!

Und ihre Farben wurden matt, ihr Auge triibe.

„Conrachine, du siehst schlecht aus“, sagte Phöbe zärtlich, als sie einmal im Park zusammen gingen; „fehl dir etwas?“

„Nein, nichts“, sprach sie schroff abweisend. Dann kam es ihr vor, als sei sie jetzt immer unfreundlicher gegen die arme Phöbe, die doch niemand weiter hatte, sie zu verstehen und zu lieben. Sie wollte ihr wohlthun, ihr Lieblingsgespräch anschlagen.

„Adrian läßt sich gar nicht mehr blicken. Mir scheint, Trebbin hat jede Anziehungskraft für ihn verloren, seit Felix Dahland fort ist. Mir scheint, er dünne auch meinetwegen einmal kommen, was meinst du?“

„Sie liebt ihn, es ist richtig. Natürlich, wie sollte sie auch nicht. Ich muß es Adrian sagen — sein Glück ist gemacht“, dachte Phöbe.

„Du antwortest nicht?“

Da fiel Phöbe aufmeindend Conrachine in den Hals. Auch diese brach in Thränen aus. Sie täufte sich, so viel und so zärtlich, wie sie sich noch niemals gefühlt.

„Das Leben ist so schwer“, sagte dann Phöbe endlich und trocknete ihre Thränen.

Nun mußte Conrachine lachen. „Ein neuer, überraschender Ausspruch“, rief sie. „Aber komm, wir wollen lustig sein. Ich laße anspannen, wir fahren zur See, damit wir Felix gleich erzählen können, wie weit der Bau vorgeschritten ist, wenn er endlich wiederkommt.“ Und dann fohren wir nach Collasboraen. Adrian wird ein Gesicht machen! Wir wollen bei ihm despern. Lauf, Phöbe, lauf, die Petterion soll einen Korb voll Kuchen paden — den Thee nicht vergessen — hörst du — den Thee...“

Der langgezogene Radruf laut faum noch zu Phöbe's Ohren; sie war schon fern. Mit ihrem schnelleren, großen Bewegungen hatte sie etwas Ursprüngliches, fast Wildes.

„Sie läuft wie eine Tigerin — so geschmeidig. Und wie in einem Zustand zwischen Weh und Wonne. Ob Adrian denn keine Augen hat? Der ob er glaubt, er darf nicht! Ich muß mal mit ihm reden“, dachte Conrachine.

Sie überfielen Adrian, der eine Kleinfreude hatte und ein Duzend plausibler Gründe aufzuzählen wußte, weshalb es ihm nicht möglich gewesen sei, in den letzten beiden Wochen hinzukommen. Der Buchweizen und das Herbstheu und der Torfaufkäufer und was sonst noch alles. Aber die solche Stimmung verschwand für Conrachine, wie eine Tropfenladung auf der Bühne auf ein Klingelzeichen hin sich in eine öde Wüste ändert — eine Verwundlung bei offener Scene.

Adrian fragte nämlich ganz einfach: „Was schreibt Felix denn?“

„Er ersahnte und sagte höfentlich: „Es ist so heiß hier — nicht wahr? Auch doch das Fenster auf, oder laß uns draußen sitzen. Felix' Herr Dahland? O, er hat mir zweimal glücklich berichtet, daß er bestrebt ist...““

Am Abend sah Conrachine spät in ihrem Zimmer allei. Vor ihr lagen die Briefe. Sie nahm die Blätter aus den Umschlägen und las. Es waren Felix' Briefe. Ihre Augen leuchteten, ihre Wangen waren heiß und roth.

Sie fand keinen Schlaf in dieser Nacht. Aber vollkommen frisch, in strahlender Heiterkeit sah sie am Frühmüdstich. Ihr war, als müsse etwas Beglückendes sich ereignen, gerade heute.

Sie machte Madame mere ein Compliment über den „feudalen Eindruck“, den ihr neues Morgenkleid hervorrief, und lag dabei nicht, denn sie fand den Anblick wirklich überraschend nett. Sie dachte auch Jasperson und sagte, er hätte Gefängniswärter werden müssen, für den Beruf sei er eigentlich geboren. Sie ließ zu den alten Leuten hinüber und machte Vater Anturup den Hof. Dann lief sie in den Park.

Die Sonne schien nicht, aber ihr war, als sei goldene Helle in der Luft. Unter den Wappeln auf der Bant sah sie und träumte. Der Wind ging leise durch die Wipfel, und durch das blanke Blattgewirr jitzerte eine Bewegung voll unruhiger Lichter, ähnlich wie Wellengeträufel auf einer Wasserfläche.

Im hohen Gras fanden weisse Blüten, hingen zerstreut Spinnweben-Räden, und sie und da schimmerte ein kalber Ton auf den vertrockneten weissen Blättern, die vorzeitig Herbstmüdigkeit bekommen hatten. Aber es war sehr warm und so märchenhaft still.

Conrachine erschrak vor dem ersten lauten Ton.

Es war Jasperson, der durch den schmalen Pfad zwischen den Gebüschwänden kam und rinas von den Steinen umdrängt ward, die ihm im Vorschreiten gegen Brust und Bein schlugen.

„Hier“, sagte er, „eine Depesche.“

Conrachine wurde ganz blaß, was Jasperson nicht weiter überraschte, denn Depeschen waren für immer gleichbedeutend mit Unheil und Unannehmlichkeiten.

„Es ist nicht von ihm“, dachte Conrachine, „er kommt erst in vier Tagen.“ Diesen Termin hatte sie ihrem Herzen eingegeben, um die verzehrende Ungeduld zu bändigen. „Es ist nicht von ihm“, sagte sie sich ausbrüchlich, und sich vor Enttäuschung zu bewahren und wußte doch, es müsse von ihm sein und hoffte doch mit jedem Herzschlag, daß es von ihm sei.

Es war von ihm: „Ich komme heute Abend sechs Uhr Tondern an. Erbitten Sie mir die Adresse.“

Ergebenste Grüße

Felix Dahland.

Mühsam stand Conrachine auf. „Sage im Stall, daß der Wagen zum Sechszuhrzuge in Tondern sein muß. Herr Dahland kommt zurück“, sprach sie tonlos.

Jasperson machte Kehrt. „Der Landauer und die Kfabelle“, befohl sie noch.

Er wandte sich um. „Herr Dahland nimmt immer bloß den kleinen Jagdwagen“, sagte er.

„Ich fahre mit nach Tondern“, antwortete Conrachine und vermied den Blick des Dieners. „Ich habe etwas zu besorgen.“

„Es wird aber schon um sechs dämmerig, um halb sieben, sieben ist's dunkel“, sagte Jasperson.

Sie legte sich, aber es stieg ihr heiß in die Adären.

„Ich mache die Besorgungen vor Ankunft des Ruges.“

Jasperson ging. „Unerträglich“, murmelte Conrachine. „Ich muß für ihn eine andere Besorgung ausdenken, in meinem persönlichen Dienst ertrage ich ihn nicht mehr.“

Beim Mittagstisch erging sich Madame mere in besorgenen Aeußerungen über das Wetter. Es sah nach Regen aus. Und wenn es trocken bliebe, konnte die Fahrt für Conrachine berlich werden. Die September-Abende waren manchmal die schönsten des ganzen Jahres. Sie sollte doch Phöbe mitnehmen. Madame mere selbst hatte leider etwas Migräne und konnte ihre Beakitung nicht anbieten.

Phöbe kam gerannt und bat, sie mitzunehmen. „In meinem eigenen Haus bin ich so Sklavin meiner Umnebung, daß ich nicht einmal allein ausfahren kann, ohne aufzufallen“, dachte Conrachine empört. Denn sowohl Phöbe als auch Frau Petterion und Madame mere mundernten sich ganz nach: „Allein? Aber das ist ja so langweilig.“

Sie hatte beinahe das Gefühl, einem Kerker zu entronnen, als sie endlich mit dem Hut auf dem Kopfe in der Halle stand und sich noch die Handschuhe von der Jungfer anzupfen ließ. Sie trug dasselbe dunkelgrüne Kleid, in dem Felix sie damals zuerst gesehen; derselbe kleine Hut sah auf ihrem blonden Haar.

Draußen am Schlar stand der unvermeidliche Jasperson, im langen Ueberrod, den Gehänder in der Hand, gerüthet zur Willfahrt.

„Du kannst hier bleiben“, sagte Conrachine so nebenher. Sie sah ihn nicht an und wußte doch, daß sein Gesicht dunkelrot war und daß es sich verzerrte. Sein Köhörn war bekränzt. Er hatte einmal einen Verheerung mit der Faust traktirt, daß Herr de la Fremore mit der Hand in den Gehdack geirret wurde, um die Sache zu vertuschen. Natürlich war der Verheerung ein Schut anweisen, der Jasperson's Schwärzer Nelles nachgesagt. Und Jasperson wollte auch auf seine Weise bezeugen, daß er kein Aechsel gehabt, den Ankunten halb todt zu schlagen. Aber Herr de la Fremore mußte doch dem treuen Diener vorstellen, daß er nur im Dienste bleiben könne, wenn er in ähnlichen Fällen auf Selbsthilfe verzichten wolle.

Conrachine war sich bewußt, daß sie das erste Mal allein, ohne Jasperson's Schutz, ausfuhr. In den vereinzelten Fällen, wo er nicht auf dem Bod gefessen, hatten sich noch zwei, drei andere Personen mit ihr im Wagen befunden.

Er brachte keinen Laut hervor und machte keine Bewegungen. Madame mere stand und lamentirte über das Wetter. Gewiß, es würde Regen geben, immerhin läme sie vielleicht roden bis Tondern und könne doch die Einfahrt im offenen Wagen machen.

Conrachine stieg ein und zog mit energischer Hand die Thür zu, daß es einen dumpfen Knall gab.

Gott sei Dank. Endlich allein. Was sie wollte, wozu sie ausfuhr, sie wußte es selber nicht klar. Aber ihr war, als bliebe ihr ganzes voriges Leben hinter ihr zurück als ein Abgeschlossenes und Ueberwundenes.

Sie schloß die Augen und lebte sich zurück. Die Zeit schrumpfte in ein Nichts zusammen. War sie lang, war sie kurz? Conrachine fühlte nur, daß sie überirdischen Inhalt hatte. Es gab so viel, so viel zu denken und zu träumen.

Sie wunderte sich, als der Wagen hielt. Schon da? Und gleich sechs Uhr?

Sie ging auf den Bahnhof, ganz ruhig, wie man eine selbstverständliche alltägliche Handlung thut. Weder ihre Pulse klopfen noch war in ihrer Seele irgend eine Unruhe.

Da kam der Zug. Schwarz von einer langen, dicken Rauchfahne überweht, schob er heran. Und da mit einem Male fiel es wie der Blitz auf Conrachine: Schreden, Lähmung, Todesangst. Ihre Kniee bebten. Ihr Blick irrte, ohne etwas zu sehen, hin und her über Menschen und Wagen.

Bis er plötzlich schon vor ihr stand, blaß, mit leuchtendem Gesicht und ihre Hand hielt und stammelte: „Sie — Sie!“

Sie nickte, sie wollte sagen: „Ja, ich selbst.“ — oder: „Ich hatte in Tondern zu thun.“ — oder sonst irgend eine Banalität. Aber sie konnte nur stumm nicken.

Eine kindliche Hilfslosigkeit überfiel beide, und doch war das ein wonniges Gefühl.

Ringsumher standen und drängten Menschen. Viele davon kannten sie vom Sehen. Es mußte irgend etwas geschehen — man konnte hier nicht stehen bleiben und einander strahlend anlächeln.

„Das Gedäch“, sagte Conrachine. „Ja, meine Sachen!“ Er rief einen Dienstmann.

„Da der Schein, und da in dem Coupe das Handgepäck und alles an den Wagen.“

„An den Trebbiner? Dschawoll, Herr.“ „Zofort“, sagte der Mann, „gehen Sie man immer lachte voran.“

Conrachine und Felix schritten durch das Bahnhofsgebäude zum Wagen; der Dienstmann hatte es ihnen so befohlen, sie gehorchten mechanisch. Sonst wären sie vielleicht stehen geblieben.

Felix sah sie an, und sie ging wie eine Hypnotisirte neben ihm, ihr lächelndes Gesicht zu ihm gewandt.

Draußen hatte der Aufseher inzwischen das Verbot hoch geschlagen, denn es regnete nun wirklich vom einiönig grauen Himmel herunter in sachtm, dichtem Tropfenfall.

Conrachine stieg ein und sah unverwandt ihrer Seite zum Fenster hinaus, sie lebte dabei fast den Rücken Felix zu, der zuquackte, wie kein Koffer neben dem Aufseher verstaubt wurde, und dann den Dienstmann abblöhte.

Aber sie hörte mit aufmerkenden Ohren genau: nun war das Gedäch untergebracht, nun stieg Felix ein, nun schloß er die Thür — und jetzt zogen die Pferde an.

Und da, die Stirn nahezu gegen das Fenster drückend, daß ihre abgewandte Stellung fast wie ein Verstecken ausseh, da strackte sie ihm die Linke hin.

Er ergriff sie und bedeckte sie mit Küssen, bis sie sie ihm entzog.

Dann noch ein Augenblick des Zögerns, und plötzlich wandte sie sich um und sah ihn an.

Sie sprach kein Wort, sie starrten sich an mit heißen, aliückshungrigen, ängstlichen Blicken.

Und mit einem Male stellten sie sich umfakt, flammernd, nicht wie zwei, die sich eben gefunden haben, sondern wie zwei, die sich trennen sollen — qualvoll: Banquett im Herzen, einem wilden Lebensstrom folgend, wie Gertrude, die sich aneinander halten, Rettung von einander erhoffend.

Und er wagte es, die Lippen zu küssen, die halbgeöffnet ihm entgegenblühten.

Da kam es über sie beide wie erlösendes, jauchzendes Glück. Sie lachten, sie weinten, sie lösten sich voneinander und warfen sich einander auf's neue in die Arme; mit allen Sinnen hingen sie aneinander.

So, im stillen Schweigen und lachenden Küssen, in thränenumflorten Blicken und traulichem Anschmiegen hatten sie sich gefunden und verstanden.

„Sprich doch, sprich doch, daß ich deine liebe Stimme wieder höre“, bat Conrachine endlich.

„Was soll ich sprechen — was sagt mehr als dies!“ flüsterte er und küßte sie wieder.

Der Regen plätscherte gleichmüthig draußen herab, er ließ in fernestrichen Rinnsalen am Aufschneiser herneried und suchte im Holzrahmen des Glases Lücken, durch die er dringen konnte. Es ward dunkel und dunkler, noch lüch der Abend blau, und der Schein der Wagenlaternen schloß als hartes, gelbrothes Strahlenbündel heraus.

Sachte rollte der Wagen unterm Regen dahin. Vom Suttedel des Aufsehers troff ein Rinnsal auf seinen gelben Gummimantel. Das Wagenrad sah blank aus von der Nässe.

Die zwei drinnen im Wagen hörten das Rollen der Räder und das Klischen des Regens wie aus weiter, weiter Ferne.

Felix hielt die Geliebte im Arm. Ein Wunder und ein Wandel schien geschehen: als demüthig Liebenbes, als schüch- und halbeberüthtes Weib in seliger Kleinheit vergebend, lag sie an seinem Herzen.

So war endlich das Glück zu Felix gekommen, aber nicht mit stiller Sicherheit wie ein Hausgenosse, der für immer dabei sein will, sondern wie ein heifer, jubelnder, wilder Gast.

Phöbe fühlte sich nicht weiter beleidigt, daß ihre Begleitung abgelehnt worden war. Im Gegentheil sah sie sich unerwartet im Besitz einiaer freier Stunden, da sie schon Urlaub von der Großmama erbeten gehabt. Seit die fremden Arbeiter da waren, durfte sie nicht mehr, wie sie es von Kindheit an gewohnt gewesen, in der Gegend herumstreifen. Jedermann, der einige Au-

torität über sie besaß, hatte es ihr verboten: die Großeltern, Conrachine und sogar die alte Petterion. Die hatten alle gar reden; wie sollte sie sich ihre Pflanzen zusammenschaffen, wenn sie nicht hinaus durfte? Sie plante eine Erweiterung ihres Gütchens mit einer Gruppe von Fränkträuern. Dann sollte ein Anemonenbeet angepflanzt werden; die wuchsen mit ihren arauen, haarigen Blättern und ihren rötlichen und lila Blumenglocken zwischen den Collasborgener Sandbergen. So etwas mußte mühsam zusammengefaßt werden, das mußte nicht groß und breit am Wege, daß man's finden konnte, wenn Conrachine aus Gutmüthigkeit auch zehn Minuten den Wagen halten ließ. Und was im Frühjahr auf der neuen Stätte geschehen sollte, mußte im Herbst hineingepflanzt werden.

So benutzte denn Phöbe diesen Nachmittag, um zu botanisiren. Sie besaß einen Lebertreien, an dessen beiden Enden je eine Spantkeve von möglichem Umfang befestigt wurde. Das hing sie über die Schulter; einer der länglich vieredigen Körbe hing vorn, der andere hinten an der Hüfte. Den Matrosenhut tief im Nacken, in der Rechten einen kleinen Spaten an langem dünnem Stod, den sie beim Schreiten vor sich hinstellte wie einen Alpenstock, so wanderte sie davon.

Sie mußte über Nöshab und mitten über den Bauplatz. Die Leute, die eustlich mit ihr getanz hatten, sahen verlegen lachend nach ihr hin. Sie nickte ihnen zu wie guten Freunden.

Wohl anderhalb Stunden brauchte sie, um zu den Sandhügeln zu kommen. Die waren ein weiches, weiß gelbliches Gelände, das mit seinen kleinen Mulden und sanften Erhöhungen aussah wie ein erstarrtes Meer. An der Grenze dieses hobten Stückes Erdreichs war der Versuch gemacht, Kiefern anzupflanzen. Die kleinen, arinen borstigen Pflänzchen waren aber vom Sande fast überweht.

Ein grauer Himmel stand über der öden Stätte voll schweieender Traurigkeit.

Phöbe's leicht schreitende Fuß kam nur schwer vorwärts, ihre Schuhe riefelten voll Sand, der ihr beim Ansetzgen entgegenfiel. Sie zog bald den einen, bald den anderen Schuh ab, schüttelte ihn aus, zog ihn wieder an und warf endlich beide in den vorderen Korb. Auf Strümpfen ging sich's besser.

Die Stelle, wo man Anemonenpflanzen finden konnte, wußte sie genau. Aber die blüthenlosen, die im Herbst nicht mehr die Blumenkengel erhoben, trocken so grau und niedrig am Boden und waren so von Sand überhüttet, daß schon ein Halsnauge dazu gehörte, sie zu finden.

Endlich es zu lobnen. Phöbe machte Halt, nachdem sie lange und genau den Boden ringsum betrachtet. Sie stellte die Körbe auf den Boden, warf ihren Hut nach rechts, ihre Schuhe nach links und fing an, Pflanzen mitmittam reichlicher Erde auszuraben. Sie piff dabei den „tappern Landvolkden“ wie ein Junge.

Einmal war es ihr, als höre sie ein Geräusch, ein Stammen und ein Koltern von Erdhüden — awiß, da ging Jemand. Sie holperte den Hügel hina. Richtig, da ging Adrian.

„Hallo“, schrie sie. „Er drehte sich um.“

„Ma nu!“ schrie er zurück und tam mit seinen langen Schritten beüber. Er hatte Wassertriefel an, die vorher nach gewaschen sein mußten, denn der Sand klebte weiß und körnig daran fest.

„Was machen Sie hier? Was soll das? Wer hat Ihnen das erlaubt?“ fuhr er sie heftig an.

Phöbe's Freude ging in große Angst über.

„Ach Gott“, sagte sie flehrlaut, „warum darf ich denn mit einem Male auf Collasborger keine Pflanzen mehr suchen? Das hab' ich doch schon so oft gethan. Der dumme Sand, dem schadet das nicht.“

Sie hüchtete sich, zog ihre Schuhe an, aber nicht, weil ihre Strümpfe sie quälten hätten, sondern weil sie glaubte, Adrian jage sie davon, und sie müßte nun gehen.

Der Jörn stand noch immer auf seinem Gesicht. Er war einer von den Männern, bei denen sich alle Sorge um ein geliebtes Wesen in Heftigkeit gegen dieses selbst zu wandeln pflegt.

„Das meine ich nicht. Man hat Jörn doch verboten, allein so weit herumzulaufen, seit die fremden Arbeiter da sind“, sprach er ärenn.

(Fortsetzung folgt.)

Am Berliner Hofe war am 1730 ein Herr v. Morrien Oberhofmarschall, vor dem man wörtlich lagen konnte, daß er das Pulver nicht erfinden sollte. Einmal langte ein vornehmer Engländer, Graf Ester, an; er brachte vom englischen Minister des Auswärtigen einen Empfehlungsbrief mit, der mit den sberzählenden Worten schloß: „Sie können versichert sein, daß dies nicht jener Graf von Ester ist, dem die Königin Elizabeth vor 130 Jahren das Haupt abschlagen ließ.“ Ueber diesen Passus zerbrach sich Herr von Morrien den Kopf, und da er sich nicht herausfinden konnte, so dachte er, es sei das Schicksal, wenn er sich streng an den Wortlaut des Empfehlungsbriefes hielt. So stellte er denn bei der Audienz der Königin den Grafen mit folgenden Worten vor: „Hier ist Graf Ester, Majestät, von dem Se. Excellenz der Minister des Auswärtigen in London berichtet, daß es nicht Derjenige sei, welchen Ihre Majestät die Königin Elizabeth hat hinrichten lassen.“